

Wissen ist Macht

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 17

Dienstag, den 28. April 1914

3. Jahrgang

Shakespeare.

Getauft am 26. April 1564.

Die Welterschöpfung, die in den Dramen William Shakespeares lebt, ist so mannigfaltig und unendlich in Gesichtern und Gebilden, daß ihr Urheber, gleich dem Gott der Metaphysik, der Himmel und Erde schuf, sich in der Fülle seiner Werke und Erscheinungen verbirgt und in ihr zu einem dunklen Geist und Gefühl allgemeiner und höchster Erhabenheit zerfließend sich erhebt, ohne daß seine Persönlichkeit im Einzelnen zu schauen und zu fassen ist.

Was hat dieser William Shakespeare erlebt, gefühlt, gewollt — Wir wissen es nicht. Die Geschöpfe seiner dramatischen Phantasie leben 350 Jahre nach seiner Geburt mit uns, sie bevölkern das Reich unserer Gedanken und unserer Erlebnisse. Unser Bewußtsein würde verarmen ohne sie. Aber ihr Urheber entzieht sich uns in Wolken.

Zwar wissen wir, daß seine Kunst nicht aus dem Nichts gezaubert. Er hat Vorgänger, Vorbilder, auch zu ihm herangeragende Zeitgenossen. Er nahm sorglos die Stoffe, die das vorhandene Schrifttum ihm bot. Auch erkennen wir in seinen Werken das leidenschaftliche Getümmel der Zeit, in der sie entstanden: diese englische Renaissance des Zeitalters der Elisabeth, da die Insel zur Weltherrschaft ansteigt und die Schätze der Erde sich aneignet, eine strogende Zeit, voll von Kräften, Abenteuern und Verbrechen, heroisch und lasterhaft, vornehm und roh, sehnüchelig und ungebändig, fantastisch ringend um Erkenntnis und Glück, eine verwegene Kultur, die über rechtlosen, mißhandelten, hungernd arbeitenden Massen sich erhebt, aus deren Mutterboden doch wurzelhaft stark in die höfisch-feudale Verfeinerung die ursprünglich dichtende Phantasie des Volkes, wie schwellender Frühlingsluft, ansteigt. Aber von dem Dichter selbst wissen wir nichts, sondern nur von einigen äußerlichen Daseinsdaten eines Schauspielers Shakespeares, der aus elender Verkommenheit hervorging, es zum Mitbesitzer eines Theaters brachte und schließlich einigen Landbesitz sich erworben hat; dessen Taufe am 26. April 1564 ins Kirchenbuch eingetragen und der am 24. April 1616 gestorben ist.

Die unermüdlige Shakespeareforschung triumphiert freilich, daß es ihr mit der Zeit gelungen, mehr als anderthalb hundert Urkunden der Existenz Shakespeares zu entdecken. Aber sie sind samt und sonders für die Erkenntnis des Dichters bedeutungslos und mehr befremdend als erleuchtend. Wir haben keine Zeile seiner Dichtungen von seiner Hand, keinen Brief von ihm und nur einen einzigen an ihn, und der ist ein Bettelbrief. Seine Unterschrift findet sich ein paarmal, ungelent, mühsam gemalt, so in seinem Testament. Auch haben wir Gerichtsurkunden, in denen Shakespeare als grimmer Schloß geringfügige Schulden eintreibt. Das ist alles. Auch wie er leiblich ausgesehen, können wir uns nicht vorstellen. Unzweifelhaft echt sind nur zwei bildliche Darstellungen, die scheinbar nach der Totenmaske gebildete Büste in der Kirche zu Stratford und das Titelbild der ersten Gesamtausgabe von 1623. Aber beide Darstellungen lassen den Genius nicht einmal ahnen. Es sind stumpfe, plumpe Züge, fast wie beabsichtigte Karikaturen wirkend.

Aus dieser legendarischen Dunkelheit seines Lebens entstand die Legende, daß Shakespeare nur ein Deckname ist und daß einer der großen Würdenträger der Zeit die Maske des armseligen Schauspielers gewählt habe, dieses gänzlich ungebildeten Trunkenboldes, der schon deshalb seine Werke

nicht geschrieben haben könnte, weil er des Schreibens unfähig gewesen. War dieser dürftige Geistling, wie ein umfassender Denker alle Weisheit und alles Wissen zu beherrschen, den tiefsten Gedanken die Sprache des Dichters zu leihen, die Kunst des Staatsmanns zu beherrschen und als ein Feldherr Schlachten zu lenken? Könnte seinen groben Ohren die holdselige Musik der Sphären, empfand er die hohe Liebe seiner Frauengestalten, den Adel der Gesinnung, die skeptische Melancholie des überlegenen Geistes, den Witz des gebildeten Weltmannes? Allenfalls war dieser Schauspieler Shakespeare Modell des Falstaff. Aber ist ein Falstaff imstande, einen Hamlet zu schaffen? Oder vermag ein Caliban, der eine Miranda in seiner schmutzigen Bier zu vergewaltigen suchte, eine Miranda zu zeugen?

So hielt man Umschau unter den großen Erscheinungen am Hofe der Elisabeth. Der gelehrte Scharfsinn haftete vor allem an dem Namen Bacon, des Staatsmanns und Philosophen. Auch andere Männer der Aristokratie wurden in neuester Zeit ansersehen, als Verfasser Shakespeares zu kandidieren. Es mögen vier- bis fünfhundert Bände über diese Frage bisher erschienen sein. Aber alle Versuche, das Rätsel Shakespeares zu lösen, gaben nur neue und noch schwierigere Rätsel auf. Und es gelang nicht, wie sehr das Leben Shakespeares auch ein Mysterium bleibt, die Zeugnisse zu beseitigen, die eben doch erhärten, daß dieser kleine Schauspieler, dieser Gaukler, der noch zu den unehrlichen Leuten zählte, der Menschheit ihre gewaltigsten Dramen geschenkt hat. Wie nah immer der Gedanke liegt, daß sich hier der religiöse Heilandmythos künstlerisch wiederholen mag, zwei Zeugnisse zum mindesten sind bisher nicht entkräftet: Ein fremdes und ein Selbstbekenntnis. In der Widmung, die Ben Jonson der ersten Gesamtausgabe der Werke vorausschickte, wird der „süße Schwan von Avon“, Shakespeare, als der unsterbliche Dichter verherrlicht.

Und wußtest du auch wenig nur Latein,
Noch weniger Griechisch, war doch Größe dein,
Davor sich selbst der donnernde Meschylos,
Euripides, Sophokles beugen muß.

Dann aber hat Shakespeare selbst das Leid seines Lebens in den Sonetten ausgeströmt, deren autobiographische Bedeutung man erkannt hat, seitdem man aufhörte, sie als bestellte kalte Spiele des Witzes (nach dem Geschmack der Zeit) mißzuverstehen. In diesen Sonetten, in denen er seine leidenschaftliche Liebe zu einem adeligen Freund bekennt, empört er sich gegen seinen sozialen Beruf. Die Verse, die wir in der neuen Umdichtung von Stefan George wiedergeben, sind ein gültiges Zeugnis:

O zeigt auch, meinethalbs auf's Glück ergrimmt,
Die schuldige Gottheit meiner Leidenschaft,
Die für mein Leben besseres nicht bestimmt
Als Volkserwerb, der nachzieht Volkessart.

Daher empfängt mein Name einen Brand,
Daher wird all mein Wesen fast bedrückt
Durch meine Arbeit — wie des Färbers Hand.
Gib Mitleid denn und wünschet mich erneut.

Diese Sonette sind die einzigen Dichtungen Shakespeares, in denen man die Spuren persönlichen Erlebens erkennt. Die Dramen dagegen sind eine Welt für sich, in der ihr Dichter verschwiegen ist. Nur in der Reihenfolge — die Forschung hat heute die Entstehungszeit der Dramen aus inneren und äußeren Gründen nahezu sicher festgestellt —

läßt sich die Entwicklung des geistigen Lebens Shakespeares ahnen. Seine Schaffenszeit umspannt zwei Jahrzehnte, von 1591 bis 1611. Im ersten Jahrzehnt entstehen alle Komödien und die historischen Dramen, im zweiten die Tragödien, aus deren blutigen Abgründen dann am Schluß, wie als dichterisches Testament, die letzten Märchenspiele empor-tauchen, Cymbeline, Wintermärchen, Sturm: friedvoll, zukunftsleuchtend, Bilder des goldenen Zeitalters. Landet auch Shakespeares Sehnsucht wärmend auf der Insel Utopien, deren Entdecker Thomas Morus ein Menschenalter zuvor das Schafott bestiegen.

Das ist das Shakespeare-Problem, das die heutige Zeit am tiefsten berührt. Ist Shakespeare aus Thomas Morus Geschlecht? Seine Dichtungen in ihrer undurchdringlichen Objektivität verraten das Geheimnis nicht. Wo Shakespeare das niedere Volk darstellt, redet und handelt es entweder mit gesundem Mutterwitz, natürlicher Lebensmoral und findet sich behaglich in seinen Zustand oder es lärmt als Lumpenge-sindel, versoffen, abgerissen, ein Ziel des Gelächters der Satten und Vornehmen. Der trunksene Kesselflüder, den Seine Lordschaft ins Schloß bringen und in seidene Kleider stecken läßt, um sich an dem Lordwahn des Säufers zu ergötzen, hat nichts vom sozialen Ankläger, nicht einmal etwas von sozialer Satire. Aber in den Volksjahren Heinrich VI. zuckt doch etwas wie die Wildheit des Bauernkrieges. Ist dieser Hans Cade wirklich nur der verächtliche Führer eines Pöbel-aufstandes, gegen den der Dichter Abscheu erregen will, wenn er ihn gegen den Abgesandten des Königs hehen läßt? „Und ihr, gemeine Knechte, glaubt ihr ihm? Wollt ihr denn durch-aus mit eurem Bardon um den Hals aufgehengt sein? Ich dachte, ihr wolltet eure Waffen nimmer niederlegen, bis ihr eure Freiheit wieder erobert hättet: aber ihr seid alle elende Feiglinge, und habt eine Freude daran, in der Sklaverei des Adels zu leben. So mögen sie euch denn den Rücken mit Lasten zerbrechen, euch die Häuser über dem Kopf wegnehmen, eure Weiber und Töchter vor euren Augen not-züchtigen; Was mich betrifft, ich werde für mich allein schon Rat schaffen, und Gottes Fluch möge euch alle treffen!“

Spricht hier nicht doch unter der Maske der Dichter als sozialistischer Rebell? Das ist die Anklage, die in unseren Tagen Tolstoi gegen Shakespeare erhob, daß er fremd allem sozialen Gefühl gewesen und daß darum seine Kunst Blend-werk und Betäubung der Menschheit ward. Die verschlossenen Lippen des Dichters, der nur durch den Widerstreit der handelnden Personen sich äußert, widersprechen diesem Vor-wurf scheinbar nicht. Dennoch glaubt man die innere Wärme Shakespeares zu fühlen. Wenn er im Sturm Gonzalo, den eifrigen Rat des Königs, Utopien malen läßt, von dem er König sein möchte:

„Ich wirkte im gemeinen Wesen alles
Durchs Gegenteil: denn keiner Art von Handel
Erlaubt' ich, keinen Namen eines Amtes;
Gefährtheit sollte man nicht kennen; Reichtum,
Dienst, Armut gab's nicht; von Vertrag und Erbschaft
Verzünung, Landmark, Feld- und Weinbau nichts.
Auch kein Gebrauch von Korn, Wein, Del, Metall,
Kein Handwerk, alle Männer müßig, alle;
Die Weiber auch, doch völlig rein und schuldlos;
Kein Regiment — —

In der gemeinsamen Natur sollt' alles
Frucht bringen ohne Müß' und Schweiß; Verrat, Betrug,
Schwert, Speer, Geschüß, Notwendigkeit der Waffen,
Gab's nicht bei mir; es schaffte die Natur
Von freien Stücken alle Hüll' und Fülle,
Mein schuldlos Volk zu nähren. . .
So ungemein wollt' ich regieren, Herr,
Daß es die gold'ne Zeit verdunkeln sollte.“

Sermann Kohen sieht in seiner Aesthetik, dem ersten wissenschaftlichen Unternehmen einer sozialen Kunst-philosophie, die weltgeschichtliche Bedeutung Shakespeares in der Verbindung des Tragischen und Komischen: „Das Bei-spiel Shakespeares bildet den Wendepunkt in den Weltaltern der Aesthetik. Die alte Welt richtete zwei Welten des Schönen auf, die eine als die des Schmerzes und der Klage, die andere als die der Freude und der Lust. Die neuere Zeit bringt

Einheit auch in diese beiden ästhetischen Welten.“ So über-windet der Humor alle Erhabenheit tragischer Arbeit. Da-mit aber gliedert sich Shakespeare, wie immer sich die persön-liche Tendenz seines Weltwollens verhüllen mag, als Künstler in die Reihe der Befreier ein. In dem ewigen Leben seiner Dichtungen findet sich die Weltstimmung der leidenden Menschheit unserer Zeit wieder: die Heiterkeit der Daseins-bejahung, die die lastende Tragik des Lebens durch die schaffende Tat überwindet.

K. E.

Die Legende von den „senilen“ Völkern.

Ein Beitrag zu dem Problem der Bevölkerungsschwankungen.

Die gewollte Beschränkung der Kinderzahl wird oft als ein Symptom eines senil gewordenen Volkes bezeichnet, so bei Frank-reich. Wie bekannt, marschiert Frankreich mit dieser „Nationali-sierung des Zeugungstriebes“ an der Spitze der Kulturstaaten, Deutschland folgt in weitem, jedoch geringer werdendem Abstand. Bei unseren westlichen Nachbarn nahm man dieses demographische Phänomen je länger, desto ernster; schließlich wendete man sich an die Republik der Gelehrten, in der Hoffnung, von dieser Seite aus bei der Bekämpfung des „Selbstmords der Nationen“ unterstützt zu werden. Die Republik der französischen Gelehrten qualifizierte für diese Aufmerksamkeit mit einem ziemlich dicken Buch, „La Question de la Population“, dessen Verfasser der bekannte Finanzwirtschaftler M. Veron-Beaulieu ist. Er, wie seine Kollegen und wie die gesamte öffentliche Meinung huldigen der Ansicht, daß die Bevöl-kerungsabnahme ein Zeichen der Senilität eines Volkes sei; Frank-reich werde allmählich recht alt und damit steril. Die Hoffnung, diesem Altern entgegenzuarbeiten, sei erfreulich, aber mit ihrer Er-füllung sei es ungewiß. Wie man aus den deutschen Besprechungen dieser Arbeit ersahen konnte, hat man bei uns an dieser Ansicht nichts wesentliches auszusetzen. In Anbetracht dieses Umstandes, in Anbetracht der Bedeutung dieses Problems vom „senilen“ Volk und schließlich angesichts der Kraft gewisser Schlagworte, auf die man, mit einem schadenfrohen Seitenblick, des öfteren ganze Weltgeschich-ten, vergangene wie künftige, aufbaut, mag die Kritik des origi-nellen Mediziners Dr. Otto Efferth an obiger Arbeit auch bei uns interessieren; sie ist soeben in einer französischen Zeitschrift er-schienen.

Um es zum Voraus zu sagen: nach Dr. Efferth gibt es wohl bekabente, aber keine senilen Massen, resp. Staaten oder Völker; und ferner werden die Massen mit zunehmendem Alter nicht schwächer, sondern kräftiger! Die Erklärung der Sterilität durch die Senilität ist also falsch, da es letztere nicht gibt. Wir entnehmen dem Verweis für diese These nachstehende Hauptpunkte:

Wir sprechen deshalb von dem Altern eines Volkes, weil wir es mit dem einzelnen Menschen vergleichen, der seine Jugend, sein Mannesalter und sein Greisenalter hat. Diese Analogie ist grund-falsch, da wir hier das Alter einer Zivilisation mit dem Alter der Existenz eines Menschen vergleichen; zudem wird der Mensch bei höherer Zivilisation nicht schneller, sondern lang-samer alt, als der Wilde etwa. Will man partout seinen Vergleich haben, dann blinke der zwischen dem Alter eines Volkes und dem Alter jener Tiergattungen, deren Individuen nie sterben: (Fort-pflanzungen durch Teilung), noch am wenigsten. Aber Analoge bleibt Analogie, d. h. nicht beweiskräftig.

Weiter vergleicht M. Veron-Beaulieu die Nation mit der Familie, um alsdann zu behaupten, daß Familien alter Zivili-sation steril werden; das gute Leben der besseren und die zu starke Entwicklung des Intellektes der stärkeren Hälfte seien an der Un-fruchtbarkeit Schuld. Dr. Otto Efferth stellt dieser Behauptung hin-sichtlich der Frau die große Fruchtbarkeit der weiblichen Angehörigen alter Geschlechter und hinsichtlich der Männer die Zeugungskraft oder Zeugungsfreudigkeit der Lehrer und Pastoren entgegen. Die Frucht-barkeit der Fürstinnen aus dem Hause Habsburg, diesem Hausbourg Saint-Germain der ganzen Welt, ist heute noch der durchschnittlichen Fruchtbarkeit weit überlegen — in der letzten Generation gab es Prinzessinnen mit zwei Dutzenden von Kindern. Napoleon wußte, warum er eine Habsburgerin zur Gattin wählte. Nun ist es wohl sicher, daß diesen Frauen am guten Leben nichts abgeht. Anderer-seits arbeiten Lehrer und Pastoren fast ausschließlich intellektuell, was ihrer Zeugungskraft aber nicht schadet. Von einer Senilität infolge zu hoher Zivilisation kann also nicht die Rede sein; die hoch-zivilisierte Frau, der hochzivilisierte Mann sind eher zeugungs-kräftiger, als zeugungsschwächer.

Das Verschwinden verschiedener Massen der neuen Welt erklärt man gerne mit einem mysteriösen Gesetz, das da will, daß die Massen mit inferiorer Zivilisation denjenigen mit höherer Zivilisation weichen müssen. Aber wieso unterlag die Zivilisation und Masse der Azteken zum Beispiel der mit niedriger Zivilisation der Neger? Darum gewinnen die Neger gegenüber den Weißen nume-risch die Oberhand? Bestände dieses Gesetzes, so hätten die Neger ein Anrecht darauf, das Verschwinden aller Zivilisationen der übrigen gegenüber zu proklamieren! Die Ursache des Verschwindens einiger Massen der neuen Welt ist darin zu suchen, daß sämtliche anstehenden Krankheiten, an die sich die alte Welt allmählich gewöhnt hatte, mit einem mal auf die Massen der neuen Welt herein brachen, wo sie Jellen vorfanden, die zu jung waren, auf jeden Fall zu jung gegen-über den in Europa alt und kräftig gewordenen Mikroben. Gätten

ese entschwundenen Massen das gleiche Alter an Zivilisation gehabt, wären sie ebensowenig unterlegen, wie die Massen in Europa. Es heißt: je älter die Masse, um so kräftiger wird sie, um so mehr reißt sie sich.

Weiter beschäftigte sich der französische Gelehrte mit dem Problem der Entvölkerung westlicher Länder, also der taaten des Abendlandes, und der Bevölkerungsstabilität der östlichen Völker, zum Beispiel der Chinesen. Auch hier erklärt, nach Maron-Beaulieu, das Alter der Zivilisation mit dem Alter der Masse als nachfolgender Unfruchtbarkeit doch war dies eine aristokratische, ist eine dünne Oberschicht beschränkte Zivilisation, die der breiten Masse nichts anhaben konnte, während die abendländische Zivilisation demokratisch wurde und das ganze Volk durchdrang. Dr. Effers hält diese ingenieure Erklärung für vollkommen falsch. „Dieses Problem verstehen wir erst seit den Arbeiten der Schule von Leipzig, die gegenwärtig nur den Naturwissenschaftlern bekannt ist, während sich die Volkswirtschaftler in deren Unkenntnis gellen.“ Wir haben es hier mit einem Phänomen Landwirtschaftlicher Natur zu tun: das Dingen der Erde bedeutet eine Bevölkerungszunahme, die Erschöpfung der Erde bedeutet eine Bevölkerungszunahme. Je weiter man nun, bis vor kurzer Zeit, nach Osten reiste, eine umso höhere Düngungskunst fand man vor, und umgekehrt. Am äußersten Osten (China, Japan) wird der Boden durch die Landwirtschaft nicht erschöpft, im äußersten Westen dagegen findet eine rasche Erschöpfung statt. Die minderwertige Befestigung des Bodens im Abendland ist die Ursache der Auswanderungs- und Kolonisierungswut: Massen, die dünnen, sind dagegen höchst. Von jenem gewissen Unternehmungsgeist, mit dem die kolonisierenden Völker prahlen, kann nicht die Rede sein.

Diese minderwertige Bodenkultur setzen die Ausgewanderten in der neuen Heimat fort und werden deshalb zu Nomaden: nachhin, zwanzig Jahren ist die Farm erschöpft, die Reste müssen abgerodet werden. Vor allem aber wird der Boden durch die westlichen Kultur erschöpft, und deshalb weist Frankreich eine größere Bevölkerungszunahme auf. Nicht der Alkohol entkräftet den Menschen, sondern die Lebenskultur entkräftet den Boden. Seit Portugal in Weinberg Englands wurde, nahm seine Bevölkerung ab. Bevölkerungszunahme sind mit den Schwankungen in der Fruchtbarkeit des Bodens zu erklären, der sich allmählich von selbst wieder erholt. Wenn Italien sich wieder erholt, so deshalb, weil die *hierocera maxima* zerstört ward: diese nämlich entzog dem *ager romanus* die besten Kräfte, d. h. alle Düngemittel. Erst Niebuhr lehrte die rationelle Bodenkultur: dort, wo man diese Wirtschaft befolgt, stellt sich rasch eine Bevölkerungszunahme ein. Nicht die Menschen, aber das Volk wird feil, sondern der Grund und Boden. Völker, die zu dünnen wissen, nehmen an Zahl nicht ab: Völker, die nicht zu dünnen wissen, entvölkern sich.

Dr. Effers (dessen Temperament übrigens hart an das Dichtungs erinnert) schließt seine Arbeit folgendermaßen: Die Genialität der Nationen ist von der Pflanz der pathologischen Krankheiten zu reichen. Sie ist eine eingeschleppte Krankheit, wie jene zahllosen anderen, an die vorangegangene Jahrhunderte glaubten, und die von der modernen Wissenschaft vertrieben wurden.“ (Zitat S. 10.)

Alkohol und Kunst.

(Schluß.)

Da ist zunächst der geniale Naturforscher S. v. Selmholtz, der aus der Beobachtung seiner selbst über die Umstände berichtet, die das Aufstehen schöpferischer Ideen begünstigen und hemmen und dabei ein unmissverständliches Urteil über die Rolle des Alkohols beim Schöpfungsprozess ausspricht: Die schöpferischen Ideen“, sagt er, „schießen oft genug still in den Gedankenkreis ein, ohne daß man gleich von Anfang an ihre Bedeutung erkennt. . . In andern Fällen treten sie plötzlich ein, ohne Anstrengung, wie eine Inspiration. Soweit meine Erfahrung reicht, kamen sie nie dem ermüdeten Gehirn und nicht am Schreibtisch. Besonders gern kamen sie bei gemächlichem Steigen über waldige Berge in sonnigem Wetter (auch Niebuhr pries die „ergangenen Gedanken“ als die besten und höchsten). Die kleinsten Mengen alkoholischer Getränke aber schienen sie zu verschleiden.“ Eine zweite, unmöglich noch mehr bezeichnende Aeußerung hat Johannes Müller getan, der Begründer der Physiologie, in seiner Schrift über Schlummerbilder. Schlummerbilder: das ist der ausgezeichnete Ausdruck v. Müllers für das, was wir „schöpferische Idee“ nennen, und was der verstorbene Philosoph Wilhelm Dilthey in seiner Schrift die Einbildungskraft des Dichters als „Urphänomene des dichterischen Schaffens“ bezeichnet. Von diesen Schlummerbildern sagt nun v. Müller: Nie habe ich sie bemerkt, wenn ich vorher Wein getrunken hätte; die kleinsten Mengen Weins verschleiden jene Schlummerbilder. Am leichtesten treten sie hervor, wenn ich ganz wohl bin, besonders wenn ich gefastet habe. Vom Weine kann ich bestimmt aussagen, daß selbst geringer Genuß das Hell-

sehen vor dem Schlafengehen beschränkt.“ Man könnte in diesem Zusammenhang endlich noch eine Auslassung von Goethe in den Gesprächen mit Eckermann anführen, wo sich der Alte von Weimar entschieden gegen den Alkohol als „Anregung“ zur künstlerischen Produktion ausspricht und dabei an Schiller exemplifiziert, in dessen Werken sich genau zu bezeichnende „pathologische Stellen“ fanden, die auf künstliche Anregung durch „Spirituosjes“ zurückzuführen seien. (Das Thema Goethe und der Alkohol ist im übrigen interessant genug, um für sich behandelt zu werden.)

Hält man diese Erzeugnisse mit den Ergebnissen der oben berührten Rundfragen zusammen, so kann die Antwort auf unsere Frage, was der Alkoholgenuß auf den künstlerischen Schaffensprozess bedeutet, nicht zweifelhaft sein. Der Alkohol ist ein Hemmnis für den gestaltenden Künstler, und er tut der Entfaltung der Kunst im einzelnen wie im ganzen Abbruch. Dies Ergebnis unserer Betrachtung kann durch die zugegebene Tatsache, daß es große Künstler gegeben hat, die dem Trunke, ja dem SUFF ergeben waren oder die sich alkoholische Getränke mit Maß zuführten, keineswegs erschüttert werden. Wer sagt uns denn, daß jene Unglücksmenschen, die die Sklavenketten ihrer Leidenschaft schwer genug getragen haben mögen, als freie und starke Söhne der Natur nicht bedeutend Höherwertiges geschaffen hätten? Oder wer darf sich erdreisten, den Gedanken ohne weiteres von der Hand zu weisen, daß Goethe — um den Stärksten zu nennen — jedenfalls nicht zuweilen geschlafen hätte, wenn er sich die Flasche Wein bei Tisch hätte versagen können, die er im Alter zu trinken gewohnt war? Nicht danach muß man fragen, ob unsere bisherigen Künstler Wein und dergleichen getrunken haben, sondern zusehen, ob und was sie unter dem Einflusse des Alkohols geschaffen haben. Und dann ist es wohl der Mühe wert, einmal zu ermessen, was der Kunst durch den Alkohol verloren gegangen ist. Welch eine Zahl von künstlerischen Begabungen ist durch das Gift des Alkohols vernichtet worden oder hat nicht zur vollen Ausreise gelangen können! Man denke an Chr. Günther, dem Goethe die bedauernden Worte nachgerufen hat, daß er sich nicht zu bezaubern gewußt habe, und daß so sein Leben wie sein Dichten habe zerrinnen müssen. Man denke an G. L. Hoffmann, an Grabbe, an Fritz Reuter, an Viktor v. Scheffel und an den so kläglich und früh ums Leben gekommenen Otto Erich Hartleben; ferner an den Engländer Robert Burns, an den Amerikaner Edgar Allan Poe, an die dem Absinth verfallenen Franzosen Paul Verlaine und Alfred de Musset, an die Schweden Bellmann und Tegner usw. Welch eine Reihe von stängenden Namen, welche eine Summe von Begabung, die da verkleinert und begraben worden ist, welche ein Verlust für die Menschheit, die das frühe Erlöschen dieser Sterne bedauert! Man setze diesen Verlust dem Dämon Alkohol ungeschont auf sein Schuldkonto, man nagle es an die Wand, daß ihm nicht nur Menschenopfer, sondern auch Opfer an Tieren zugeführt und kulturtwerten unerhört gefallen sind.

A. T. (Dresd. Volkszeitung.)

Wie entstehen Druckfehler?

Von K. A. Lau v. Hofe.

Wie entstehen die ärgerlichen, unausrottbaren Druckfehler? Ueber diese Frage sollten sich Nichtfachleute, insbesondere solche, die für den Druck schreiben, klar werden, ehe sie über „gedankenlose“ Setzer und „nachlässige“ Korrektoren das übliche Verdammungsurteil ohne Zubilligung mildernder Umstände fällen. Der häufigste Erzeuger von Druckfehlern ist der „Zwiebelfisch“, das Kreuz und die Pein eines jeden Setzers. Was ist der Zwiebelfisch? Der Setzer nennt so eine jede Lett, die sich an einem Orte, wo sie nicht hingehört, befindet. Wie leicht sie da hineingerät, davon kann sich jeder Besucher der Leipziger Buchgewerbeausstellung mühelos überzeugen, wenn er einen Setzer beim „Ablegen“ beobachtet. Die Ausfertigung wird, gemäß ihrem Programm, alles lebendvoll und in Tätigkeit zu zeigen, auch die Segabteilung einer Druckerei im Betrieb vorzuführen; hier wird man u. a. sehen können, wie der Setzer die einzelnen Buchstaben zu Zeilen und diese wieder zu Seiten zusammenlegt und für den Druck fertig macht („ausbindet“), und wie er dann nach dem Druck den gebrauchten Schriftsatz wieder auseinandernimmt und die Buchstaben auf die betreffenden Fächer des Seglakens verteilt („den Satz ablegt“).

Wenn der Late diese mit blitzartiger Geschwindigkeit aus-

für die Manipulation anfaunt, wird ihm alsbald klar, wie leicht ein Buchstabe „verworfen“, das heißt in ein falsches Fach des Sehkastens geworfen werden kann. Wie nun der Seher beim Ablesen sozusagen blindlings die Lettern in seinen Sehkasten wirft, so „greift“ er sie auch beim Sehen blüßschnell und reißt sie unbesehen in seinen Winkelfalten aneinander. Wollte er sich von der Wichtigkeit jedes einzelnen gegriffenen Buchstabens überzeugen, so käme er mit seiner Arbeit nicht von der Stelle. Nur bei Lettern von sehr verschiedener Dide oder Breite (zum Beispiel n und f) ist das sehr ausgebildete Tastgefühl des Sehers sofort imstande, einen Zwiebelsich ohne Zuhilfenahme des Auges zu konstatieren. Bei Lettern von gleicher oder annähernd gleicher Dide liegt diese Möglichkeit der Entdeckung durch den Tastsinn nicht vor, und so bekommt der Korrektor in der ersten Korrektur beispielsweise zu lesen: Eiergärnererei statt Biergärnererei; Gypssessen statt Zupressen; Sturant statt Kurort; Dämonen statt Domänen; Apfelmus statt Anselmus; „Es fehlte den Truppen an Courage“ statt Bourage; „Unsere Begleiterinnen glühten wie Matrosen“ statt Matrosen; „Der König trug eine gestickte Uniform“ statt einer gestickten; „Attribut des Platon war ein Zwiebad“ statt Pluton und Zweigad; „Venedig zog sich zurück und ordnete seine Haare“ statt Heere usw. Wohl dem Korrektor, wenn er es nur mit solchen Druckfehlern zu tun hätte! Es gibt deren noch andere, unheilvollere, sogenannte „Hochzeiten“ und „Leichen“. Eine „Hochzeit“ heißt im Buchdrucker-Argot etwas aus Unachtsamkeit doppelt Gesehtes (unnötige Vermehrung!), während „Leiche“ eine Auslassung bedeutet (der schlimme Seher hat gleichsam einen beiseite geschafft, um die Ede gebracht).

Aber die Quelle für die häßlichsten, böartigsten Druckfehler ist doch das geschriebene Manuskript (der Seher nennt „Manuskript“ jede — auch die gedruckte — Sachvorlage) — „weil das Genie sich meist erfreut unleslicher Handschrift“. Jeder Seher und jeder Korrektor können bezeugen, daß unter den Autorhandschriften die deutlichsten die Ausnahme bilden. Es ist geradezu ungläublich, was in dieser Hinsicht dem Seher zugemutet wird. Da steht nun der arme „unstudierte“ Seher vor seinem „gelehrten“ unlesbaren Manuskript, er versucht es zu entziffern — vergebens; die Mienen, vulgo Dahnensüße spotten der angestrengtesten Leserversuche; ihm bleibt nichts anderes übrig, als auf gut Glück draußloszuraten. Auf alle Fälle weiß er ja, daß der Korrektor hinter ihm steht. Was dieser nun als „erste Korrektur“ von solchem Manuskript zu „lesen“ bekommt, davon hat der Laie keine Ahnung, am wenigsten der Autor selbst, der die meisten und schlimmsten Fehler durch seine „Pöte“ verschuldet hat. Da hat der Seher beliebige Wörter zu den absurdsten Sätzen zusammengestellt; zum Beispiel las er Kamischatta für Buttermilch, Hundsteuer für Seelengröße, Feiniten für Insulten, Scheintod für Schwulst, Nonnenkloster für Nomenklatur, „des duftenden Sokrates“ statt Sekretes, „Die Wochensimpfung“ statt Dr. Wehrenpennig usw. Da hat der Seher ferner aus fremdsprachlichen Wörtern beliebige deutsche Wörter gemacht und umgekehrt, oder Zahlen für Buchstaben gehalten und Buchstaben für Zahlen (zum Beispiel „10 schöne Mädchen“ für 10 schöne Mädchen; 206 statt 207; 703 statt 704 usw.). Die immer allgemeinere Verwendung findende Schreibmaschine bringt zwar Sehern und Korrektoren unlesbar große Erleichterung durch die leichtere Lesbarkeit der Maschinenschrift, aber die Maschinenschreiber und -schreiberinnen sind leider nicht immun gegen die verschiedenartigsten „Tippfehler“.

Das Gesagte mag genügen, um dem Laien eine Ahnung zu geben von der unendlich schwierigen, verantwortungsvollen, aufreibenden Tätigkeit des Korrektors — kann doch ein veranlichter Buchstabe, ein fortgelassenes oder an falscher Stelle stehendes Komma eine schwere Majestätsbeleidigung zu Wege bringen. — Der im Irrenhaus endende, beständig von Druckfehlern verfolgte Korrektor, wie ihn Saaländer in seinem Roman „Dunkle Stunden“ schildert, ist eine nach dem Leben gezeichnete Figur. In der Regel hat der Druckfehlerteufel aber nicht so böartige Absichten, vielmehr ist er meist ein lustiger, ausgelassener Geselle, der seine Leute nur gerne an der Nase führt. Auch von dieser Seite wird ihn der Besucher der Leipziger Buchgewerbeausstellung kennen lernen, vor allem im „Kunsthaus“, dem Heim der buchgewerblichen Fachleute, dessen Wandgemälde ernste und heitere Szenen aus dem Leben des Sehers, Druckers usw. darstellen.

Die Sonne als Quelle aller Kraft.

Alle Arbeit, die auf Erden geleistet wird, ist in letzter Linie auf die Sonnenwärme zurückzuführen. Die sämtlichen Pflanzen, welche die Erde hervorbringt und die wir zur Nahrung, also als Kraft erzeugung für unsere Lebensvorgänge, oder als Brennstoffe zur Erzeugung von Wärme und Licht benutzen, sind nichts anderes als Kinder der Sonnenwärme. Nur unter der letztern vermag das in den Boden gelegte Samenkorn zu keimen, seine Wurzeln in das Erdreich einzusenken und die Triebe dem Sonnenlichte zuzuwenden. Letzteres befähigt die Pflanze auch, die aufgenommenen Nährstoffe, wie Wasser, Luft, Salze und andre Mineralien, in ihre einzelnen Bestandteile zu zerlegen und ihren Anforderungen entsprechend umzuformen, um sie dann zum

Aufbau ihrer Glieder, Wurzeln, Stamm, Aeste, Zweige, Blätter, Blüten und Früchte zu verwenden.

Auch unsere mineralischen Brennstoffe, Stein- und Braunkohle, Torf, Erdöl und deren Umwandlungsprodukte, sind Erzeugnisse früherer Vegetation. Sind sie doch nichts anderes als vor Jahrmillionen unter dem Einfluß der Sonne entstandene Pflanzen- und Tiergebilde, die durch irgendeine Veranlassung im Schoße der Erde begraben und hier im Laufe der Zeit durch die Einwirkung chemischer Vorgänge, jedenfalls unter Mitwirkung von Mikroorganismen, umgewandelt wurden. Alle Energie, die wir heute diesen Stoffe entnehmen, ist demnach nichts anderes, wie im Erdinneren aufgespeicherte Sonnenwärme früherer Tage.

Ebenso wie in der belebten Natur, sind auch alle in der unbelebten auftretenden und von uns benutzten Kräfte eine Folge der Einwirkung der Sonnenstrahlen. So auch der Wind, der die Flügel unsrer Mühlen treibt. Die von den Sonnenstrahlen getroffenen Luftteilchen werden erwärmt, ausgedehnt und dadurch spezifisch leichter. Sie können nun gegenüber der sie umgebenden kälteren und infolgedessen aus schwereren Luft ihren Platz nicht mehr behaupten. Infolgedessen werden sie von dieser verdrängt und müssen, in die Höhe steigend, der nachfolgenden schwereren Luft weichen. Die entstehende Luftbewegung ist der unsre Windräder und Segelschiffe bewegende Wind, welcher also gleichfalls ein Geschöpf der Sonnenstrahlen bildet.

Ähnlich verhält es sich mit den Wasserkräften, die wir zum Antrieb unsrer Wasserräder ausnutzen. Die Sonnenstrahlen bewirken eine fortwährende Verdunstung des auf der Erde befindlichen Wassers; namentlich der den mittlern Breiten des ganzen Erdballs umspannende Tropengürtel bildet ein Destillieranstalt größten Stils. Die fast senkrecht auffallende Sonnenstrahlen verdampfen, namentlich aus den Meeren der heißen Zone, jährlich eine Wassermenge, welche auf 5 Meter Höhe berechnet wurde. Der hier aufsteigende Wasserdampf wird von den Luftströmungen vorwiegend in die höhern Breitengraden liegenden Landstrichen zugeführt, wo selbst er als Regen oder Schnee zur Erde zurückfällt, um dann von neuem dem Meere zuzueilen. Auf dem Wege von dem hoch gelegenen Landteilen zum Meere wird ein allerdings nur winziger Teil der von der Sonne dem Wasser erteilten lebendigen Kraft zum Tragen von Schiffen sowie zum Antrieb von Wasserrädern, Turbinen und dergleichen ausgenutzt. Wie groß die von der Sonne geleistete Verdunstungsarbeit ist, erhellt daraus, daß die jährlichen Niederschläge an Regen, Schnee und Hagel zu 120 Billionen Kubikmeter berechnet werden. Nimmt man an, daß diese vorher rund 100 Meter über dem Meeresspiegel in die Luft hochgehoben wurden, so entspricht dieses einer Jahresarbeit von 120 Trillionen Meterkilogramm oder, umgerechnet, rund 51 Milliarden Pferdekraften. Dabei stellen diese, sowie die vorher genannte Energiequellen nur einen winzig kleinen Bruchteil der gesamtens uns von der Sonne zugesandten Arbeitskraft dar. Würde doch die direkte Sonnenwärme selbst bisher so gut wie gar nicht zur Arbeitsleistung ausgenutzt. Erst in jüngster Zeit hat man ernstlich begonnen, Maschinen zu bauen, welche die Energie der die Erde treffenden Sonnenstrahlen unmittelbar in nutzbare Arbeit umsetzen sollen.

Nun wird mancherseits die Eigenwärme der Erde als ein geeignetes Produkt der letztern angesprochen. Nichts ist jedoch falscher als das. Bildet doch die Erdwärme nur ein Nebenprodukt, das die Erde bei ihrer Abkühlung von der glühenden Sonnenball von diesem gewissermaßen als ein ihr zukommendes Kindesteil mitbekam und schon zu einem guten Teil verbraucht und an den kalten Weltraum abgegeben hat. Erhielte die Erde zu dieser Mitgift nicht noch fortwährend weiteren Zuschuß von ihrer Mutter Sonne, so würde ihr Wärmeverrat bald zu Ende sein und sie selbst vollständig erstarren, da sie aus sich nicht imstande ist, eigene Wärme zu erzeugen. Alle Kraftäußerungen und alle Lebensvorgänge, welche auf der Erde zu beobachten sind, beruhen also einzig und allein auf der uns von der Sonne in ihren Strahlen zugesandten Wärme.